

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 7

Artikel: Rüppeljahre

Autor: Bühler, J.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rüppeljahre.

Skizze von J. Bühner.



Die Turmuhr des Sanct Johann schlug vier Uhr. Hans, der in der hintersten Bank, nahe beim Fenster, saß, hatte seine Schulsachen schon beisammen. Er hatte das Warnungszeichen der Uhr wohl gehört „Uhm“, machte es, ganz tief. Warnungszeichen? Blödsinn. Hans konnte sich gar nichts Angenehmeres denken, als dieses tiefe „Uhm“ kurz vor vier Uhr. Gleich nachher kam's dann, erst ganz fröhlich und leichtfüßig viermal hintereinander, bibam, bimbam . . . , aber dann, hoppla — bum — bum Vier mächtige, schwere Elefantentritte traten durchs Fenster mitten hinein in das näselnde „Enne plus Enne — na, wieviel macht denn das, du Dummkopf?“ des Mathematiklehrers, der irgend einen vernagelten Schädel an der Wandtafel bearbeitete.

„Hol' der Teufel die Schulfuchserlei!“ sagte Hans, als er unter seinen Kameraden die Treppe herabstieg, „ich hab's satt bis hier herauf, wenn's nur erst Ostern wäre!“

Hans war ein Kind der Webergasse, jener Gegend der Stadt, wo das verachtetste Arbeitervolk wohnte. Er liebte es, wie seine Umgebung, Kraftausdrücke zu gebrauchen, was ihm bei den Jungen weniger gut situiertem Eltern Respekt verschaffte, während den sorgfältiger gekleideten Buben das Verständnis für Hansens bilderreiche Sprache abging.

„Du wirst noch früh genug in die Knochenmühle kommen“, sagte ein zartes, bleiches Bürschchen hinter ihm. Die andern lachten.

„Halt dein Maul, Grasaff, oder . . .“

„Oder was?“ sagte das nervöse Bübchen und ging auf Hans zu.

„Ecco“, machte Hans und versetzte ihm eine wohlgezielte Ohrfeige. Der Geschlagene schrie und schlug mit den Füßen nach dem Gegner. So sehr er sich Mühe gab, rannen ihm dicke Tränen über das schmale Gesicht. — Er war das verzogene Söhnchen eines wohlhabenden Kleiderhändlers und hätte eigentlich standesgemäß ans Gymnasium übertreten sollen. Allein des Schwächlings Verstandesgaben hatten, trotz eines Erziehungsrates und aller Lehrer Gnaden, nicht hingereicht, die vorgeschriebene Prüfung zu bestehen. So hatte der Ärmste unter bemühenden Umständen die bessere Abteilung der Volksschule, „Realschule“, wie man sie in jener Stadt nannte, passieren müssen, zur größten Betrübnis seiner zärtlichen Frau Mama.

Hans hatte den Wütenden von sich abgehalten; als er sich jedoch nicht beruhigen wollte, hatte er ihn in eine Ecke gestoßen und war gleichgiltig in die Sonne hineingeschritten.

Auf dem Schulbrunnen badeten die Tauben. Sie schlugen das Wasser mit den Flügeln und ließen die Wasserperlen über das glatte, glänzende Gefieder rinnen. Hans sah sie heute nicht und doch hatte er ihnen manchmal in der Vormittagspause die ganze Viertelstunde zugehört. Erst kürzlich hatte er dabei einen seltsamen Gedanken gehabt: Das Gefieder der Tauben mußte sich wohl so weich anfühlen, wie jene lange, weiße Hand mit dem goldenen Ring, die einer Dame gehörte, welche kürzlich bei seiner Mutter gewesen war, um sie zu fragen, ob die Mutter ihr nicht waschen könne. Wie etwas Wunderbares hatte die Hand der vornehmen Frau auf dem Tische gelegen, und neben der ihren lag die kurze, rauhe, rotglänzende, von harter Arbeit zerschundene seiner Mutter. In Hans hatte sich damals etwas geregt, er wußte nicht was; etwas Unheimliches, das einem den Frohmut nahm; zum ersten Male war es in ihm aufgetroffen, als er vor Jahren seine abgetretenen, viel zu großen Schuhe mit den eleganten Knopfstiefeln eines Kameraden verglich.

Wie jetzt Hans den Weg hinschritt, fühlte er es wieder. Als das leise „Ahm“ der Glocke ertönte, da war es in seinem Gemüte heiter geworden, so heiter, wie wenn plötzlich Sonnenschein durch Wolken auf den Rhein fällt und tausendfach das Wasser aufblitzt. Aber grau wie an einem Regentag, wann der Rhein wie ein häßlicher Wurm durch das leblose Land schleicht, war es in Hans geworden, als das Herrenbüchchen das Wort „Knochenmühle“ hingeworfen hatte.

Die „Knochenmühle“ war die große Fabrik da unten am Strom, die mit ihren schmalen Backsteinmüerchen zwischen den großen Fenstern so widrig in den Himmel hineinstieg. In der Knochenmühle arbeiteten Hansens Brüder. Fast die ganze Webergasse arbeitete in der Knochenmühle. Die Knochenmühle war aber eine Kammgarnspinnerei, die im Volksmund diesen Namen erhalten hatte. Bleiche Wangen, müde leblose, oder krankhaft brennende Augen, schmutzige, vernachlässigte Kleider am Werktag und geschmacklose, pompös sein sollende am Sonntag waren die untrüglichen Abzeichen der Knochenmüller.

Ha — was waren Hansens Brüder für Kerle gewesen, als sie aus der Schule traten! Besonders der älteste, der Gustav. Der hatte Hans einmal mit einem Schlag zu Boden geschlagen, jawohl, und er war doch schon ein ganz kräftiges Bürschchen gewesen. Aber jetzt — ja, jetzt hatte Gustav eine Frau, eine, die auch alle Tage in die Fabrik ging und immer einen häßlich unförmigen Leib hatte.

„Das Heiraten gibt auf die Nerven“, hatte Gustav gesagt, als Hänschen ihn einmal fragte, warum er so mager im Gesicht sei. „Verdammt, ja, auf die Nerven!“ lachte er. Er roch widrig aus dem Mund. Aber eigentlich lachte er gar nicht. Das war auch eine von Hansens

stillen Beobachtungen. In der Webergasse konnten eigentlich nur die Kinder unter zehn Jahren lachen, so lachen, daß einem dabei wohl wurde. Wenn sie größer wurden, klang's nicht mehr so recht, es war, als hätte ein Glöcklein einen kleinen Riß bekommen und je älter die Kinder wurden, um so größer wurde der Riß in der Glocke ihres Lachens. Entsetzlich aber war, wenn die alten Weiber der Webergasse lachten, es klang, wie wenn vermoderte Scherben aufeinander schlugen.

Hans hatte angefangen, schneller zu gehen. Der Gedanke „Knochenmühle“ quälte ihn. Sollte er auch dort hinunter wie seine Brüder? Sollte er auch eine so häßliche Frau haben mit einem unförmigen Leib? Der Leib kam von den Kindern, das wußte Hans. Ha — man geht doch nicht in die Realschule und weiß das nicht. Alle in der Realschule wußten es. Er hatte auch schon einen Schatz gehabt. Jawohl. Fanny hatte sie geheißt. Zweimal hatte er sie geküßt. Hinter der Gartenmauer am Bach. Das erstemal war das so schön! Zärtlich war er gewesen wie nie im Leben. Aber das zweitemal war's aus. Das Mädchen, das stark und beinahe ausgewachsen war, hatte gesagt:

„Hans, du kannst nicht küssen. Du mußt lange bleiben, so . . .“ und dann hatte sie ihren Leib an Hans gepreßt, fest und sinnlich.

Hans bekam Sturm im Kopf; als sie sich losließen, zuckte die Erkenntnis in ihm auf, er begriff dunkel das Geheimnis, über das er und seine Kameraden so großmaulig geredet hatten. Mit dem Erkennen kam eine wilde Scham über ihn und seither war er Fanny ausgewichen.

In der Webergasse ist die Luft auch an den Sonnentagen ohne Glanz. Müde und schwer schleicht sie durch den langen Straßenkamin. Aus dunkeln Hausgängen kommt sie feucht zurück, aus Lumpenmagazinen, hierfeuchten Spelunken und ärmlichen Wochenstuben — jahraus, jahrein sind Zweidrittel sämtlicher Wohnräume der Webergasse Wochenstuben — trägt sie allerhand seltsame Düfte daher. So ist die Luft in der Webergasse. Die Luft aber gibt dem Ton den Klang, der Farbe den Schmelz, der Seele die Empfindung. Wer hatte im Anblick eines farbensenften Frühlingfeldes je einen schlimmen oder auch nur traurigen Gedanken? Wer aber verargt es dem Maulwurf, daß er die Sonne haßt? Wer behauptet, daß das Leben der Webergässer ein Vegetieren, ihr Verkehr Roheit, ihr Glaube Dummheit, ihre Liebe Laster sei, der denke an die Luft in der Webergasse und an die mutterlose, sonnenlose Jugend, die darin verwelkt.

Hans hatte den Schulsack hinter die Haustüre geworfen. Ihn erwartete niemand. Die Familie war an der Arbeit. Er hätte zwar Holz hacken sollen, aber das konnte man auch morgen noch. Er lehnte, die Hände in die Taschen gesteckt, an die Hausmauer und guckte zwei kleinen Mädchen zu, die in der Straßenschale mit stinkendem Abwasser spielten.

„Du“, rief ihn ein Bub an, „du, sie holen ihn!“ Fritz und Hans waren früher Schulkameraden. Seit aber Hans in die Realschule übertreten war, waren die beiden auseinander gekommen. Hans war das einzige Kind der Webergasse, das die Realschule besuchte. Er hatte das zu spüren bekommen.

„Der Herr Realschüler“, hatten ihn spitzmaulig einige Weiber genannt. „Ah, der gibt einmal ein feines Herrchen mit Stehkragen und so. Ein Herr Schreiberknecht!“

Hansens hochfahrendes, herrisches Wesen hatte zu diesen Redensarten Anlaß gegeben.

„Wen holen sie?“ fragte Hans den Anrufenden.

„He, den Hermann! Ein Polizist ist grad jetzt hinauf.“

Vor einer Haustüre standen ein Trupp Kinder und einige müßige Weiber. Die Webergäßler hatten entschieden Talent, den Dingen ihre amüsante Seite abzugewinnen. So bildeten hierfröhliche Zickzackwandler, der „Treibzettelfuhrmann“, wie man den Betreibungsbeamten nannte, wenn er auf seinem Stahlroß durch die Webergasse ritt, und die „Staatsgarderobeständer“, womit die Polizeisoldaten gemeint waren, den Gegenstand ihrer mehr oder minder zarten Joten und Wizeleien.

Während die Kinder in stummer Erwartung standen, tauschten die Weiber ihre Meinungen aus.

„Wieviel hat er denn gestohlen?“

„Fünfzehn Franken dem Bäcker Meier und dem Bürstenmacher drüben eine Huttsachtel!“

„O, viel mehr, ganze Kisten voll Waren sollen gefunden worden sein!“

„Ich hab's immer gesagt, so ein Hallunke!“

„Den Alten mag ich's gönnen, den Stündeliläufern und Augenverdrehern!“

Da ward's still. Die Kinder wichen scheu zurück. An einer Hand gefesselt führte ein Polizist einen zirka vierzehnjährigen, hochaufgeschossenen kräftigen Burschen.

Hans dachte an die Streiche, die er noch vor zwei Jahren mit Hermann ausgeführt hatte. Einmal hatten sie dem dicken Weinhändler einige Trauben gestohlen. Da hatte sie der Dickwanst einfangen lassen und mit der Peitsche durchgeprügelt. In der folgenden Nacht hatten sie ihm dann dafür ein Faß Wein auslaufen lassen. Man hatte sie nicht erwischt. Sie hatten geleugnet durch alle Böden hindurch.

Wie er Hermann, den stehenden Blick scheu an den Boden geheftet, an sich vorüberschreiten sah, wurde er traurig. Er dachte: des Bäckers Karl stiehlt seiner Mutter jeden Tag einen Franken und mehr aus der Kasse und wenn er entdeckt wird, so sagen sie, er sei ein Schlingel und lassen ihn laufen. Den Hermann stecken sie ein!

Die Nähe der Uniform hatte den Weibern Respekt eingeflößt, jetzt fingen ihre Zungen wieder geschäftig an zu zischeln. Die Kühnheit der Alten gab den Kleinen Mut. Plötzlich schrie ein kleiner Bengel: „Dieb, Dieb!“ Zwei, drei fielen schadenfroh ein und mit eins schrie der ganze Chor: „Dieb, Dieb!“ Die Weiber lachten . . .

In Hans zuckte Schmerz, Mitleid, Zorn auf. Er ging auf den ersten Schreier zu und schlug ihn mit einem kräftigen Schlag zu Boden. Die Weiber waren erst sprachlos vor Erstaunen, dann fielen sie wie gereizte Hyänen mit giftigen Schmähereien über ihn her. Alle drei kreischten durcheinander.

Von Hans war mit dem Schlag der Zorn abgefallen wie eine schwere Last. Die Schimpfreden übergossen ihn wie ein Schwall kalten Wassers. Er bekam Angst — Furcht. Plötzlich schoß er an den Weibern vorbei, jagte die Webergasse hinauf, rannte durch zwei, drei Winkelgäßchen, lief die Bahnhofstraße entlang, bis ihm an der steilen Steig der Atem ausging. Eine dunkle Angst trieb ihn, rasch den Berg hinaufzugehen.

Oben auf dem Hügel, zu dem die Steig hinanführt, liegen die Villen der Vornehmen. Garten reiht sich an Garten. In großen Zwischenräumen schauen die Giebel schöner Landhäuser aus dem Grün der hohen Baumwipfel. Die Güter hier oben sind zum großen Teil noch feudalen Ursprungs und ihre Besitzer nennen sich — wenigstens, wenn sie auf Reisen sind — „von“. Zu Hause geht das nicht gut. Man ist in jener Stadt furchtbar republikanisch und man verzeiht solche Geburtsfehler schwer, wogegen man es sehr in der Ordnung findet, die Frau Dampfschiffseilanbinder jeden Augenblick mit dem ihr gebührenden Titel zu ehren. Mit dem Ursprung der herrschaftlichen Besitzungen hängt es zusammen, daß fast sämtliche Güter von hohen Mauern umgeben sind und so den Neugierigen wenig Anlaß zur Kritik geben.

Hans wußte eine Lücke, ein schmales Gittertor, wo man zwischen Stäben in einen Garten hineinsehen konnte. Zwei mannshohe rechtwinklig beschnittene Baumwände hegten einen stillen Kiesweg ein, der auf einen Rasenplatz hinauslief. Mitten im Rasen stand ein Wäldchen von hochstämmigen Rosenbäumen, von denen im Sommer eine zauberhafte Farbenflut niederrann.

Oft hatte Hans die Stirne an die kalten Gitterstäbe gelegt und auf das Märchenkind gewartet, das hinter den Rosen schlummern mußte. Wie er jetzt so, die Hand auf die Klinke gelegt, an der er so manchmal vergeblich gedrückt, hineinschaute, dachte er:

„Warum habe ich keine Schwester? Meine Schwester würde mir aufmachen und wir könnten Hand in Hand über den weißen Kies durch

den Schatten in die Blumenwiese gehen. Sie hätte einen goldenen Ring am Finger und im Haar ein blaues Band.“

Er hörte auf zu denken . . .

Um den Rosenhügel herum schritt eine hellgekleidete Dame. Sie las im Gehen. Neben ihr sprang ein etwa achtjähriges Mädchen.

Die Dame bog in den Laubenweg ein. Mit jedem Schritt traten die hellen Umrisse der großen, schön gewachsenen Frau schärfer aus dem dunklen Laub hervor. Die lässigen Bewegungen des nachdenklichen Schreitens erzeugten in der weißen Seide, die über die vollen Formen herabfloß, Linien von intimer Schönheit. Im Silberschnitt des kleinen Büchleins, über das sich leicht der Kopf der Dame neigte, blitzte ein verlorener Sonnenstrahl. Das kleine Mädchen trippelte in seinen gelben hohen Knopfstiefelchen vorsichtig nebenher.

Hansens Augen tranken.

Am Ende des Laubenweges wandte sich die Dame und schritt irgendwohin. Das Mädchen jedoch hatte ihn entdeckt. Der seltsame Blick des Knaben mit dem wüsten Hut auf dem struppigen Haar war ihr merkwürdig. Sie blieb stehen, legte gravitatisch die Hände auf den Rücken und — streckte die Zunge heraus.

Hans schlich sich mit brennendem Kopf davon . . .

Er ging am Waldrande hin. Hinter ihm schlich das Grauen. In den Zweigen flüsterte etwas „Knochenmühle, Knochenmühle“, ein Rabe kreischte so häßlich wie die Weiber in der Webergasse, er sah zwei sich paarende Heuschrecken und der dumpfe Trieb erwachte; ein Windstoß riß ihm den Hut weg; er dachte, wie häßlich er sei und ließ ihn liegen. In ihm fraß eine wilde Unzufriedenheit mit sich selbst und seinem Los und hätte ihn einer angeredet, so hätte er ihm trozig oder roh geantwortet. Dann hätte man ihn einen Rüppel genannt.

Hans kehrte um.

Hinter dem Kirchlein auf der Steig steht ein im ruhigen Renaissancestil erbautes Haus. Zwischen zwei hohen Tannen hindurch stürzte sich der rötliche Abendschein auf das weiße Gemäuer. Durch ein geöffnetes Fenster klang eine Frauenstimme, welche von dem Pianissimo eines guten Flügels getragen wurde. Hans stand still. Da war das Lied zu Ende. Grimmig wollte er weiter gehen. Horch — ein zarter Ton eines Violoncell kam aus dem Fenster. Zitternd stieg er herab, schwoll langsam an zu einer Klage voll leiser Traurigkeit, die nichts bitteres hat, und ein zweiter Ton folgte und ein dritter. Wie Gloden fielen sie auf Hansens Herz und kühlten eine brennende Wunde . . .

